

Vergessen lernen.

Schreibforscher Daniel Perrin über die Probleme von Autoren, und wie Redaktoren sie beseitigen können.

INTERVIEW:



PETER LINDEN

? Daniel Perrin, im Moment interessiert die Macher der Printmedien nur noch eines: Wieso steigen so wenige Leser in einen Text ein, und wieso steigen so viele so früh wieder aus? Sie dagegen haben sich seit 1991 einem noch rätselhafteren Wesen als dem Leser verschrieben: dem Autor. Was ist denn der Stand der Dinge in der Textproduktionsforschung?

Daniel Perrin: Im Moment untersuchen wir, wie im Schweizer Fernsehen die Nachrichten entstehen. Das geht noch bis Herbst 2007.

Was wird die Welt dann erfahren?

Dass manche Redaktoren überraschend gut die Brücke finden zwischen allen Interessenten, dem Sender, der Politik und der Wirtschaft, der Redaktion und den Zusehern. Es gibt welche, die können trotz der Interessenkonflikte interessant schreiben. Die können alles, was Superfernsehen ausmacht.

Und jene, die es nicht können? Was machen die falsch?

Die richten sich, zum Beispiel, im Schreibprozess nicht an ihr Publikum, sondern an irgendwelche Experten; sie setzen Fachwissen voraus, das der Zuseher nicht hat; sie integrieren Gegenthesen nicht, setzen sie ans Ende oder definieren sie sogar um – nur damit ihr Text schön glatt und logisch erscheint.

Womit wir ja direkt im klassischen Printjournalismus sind.

Absolut. Gegenthesen auszublenden ist eine der üblichen Strategien, um schneller zu schreiben. Der Prozess wird dadurch ja auch viel glatter. In vielen Fällen schlägt diese Haltung schon im Rechercheprozess durch: Recherchiere ich, um Neues zu erfahren, was die Ausgangsthese womöglich zerstört? Oder recherchiere ich nur noch, um bereits Erfahrenes abzustützen?

Wenn das Schreiben auf diese Weise stark beschleunigt werden kann, scheint nicht mehr viel für die gute, alte Recherche zu sprechen ...

... für den Moment vielleicht. Am Ende macht sich der Journalismus so aber überflüssig. Glatte, stromlinienförmige Texte sind langweilig. Spannend sind die Konflikte, die Reibungen. Sonst brauche ich gar nicht erst anzufangen.

Wie kommt ein guter Redaktor allzu glatten Texten auf die Schliche?

Ich werde hellhörig, sobald sich ein Text exakt in erprobte Textmuster fügt. Wenn alle Zitate und Pointen passen wie geschmiert. Erkenne ich solche Probleme erst beim Redigieren, ist es übrigens zu spät. Die gute Geschichte fängt beim Briefing des Autors an.

Was ist gegen eine gute Inszenierung einzuwenden?

Nichts, wenn sie sich journalistischen Leistungen unterordnet. Solange der Inhalt die Dramaturgie bestimmt. Den Inhalt umgekehrt einer Form, einer Dramaturgie unterwerfen – das kann die PR-Branche auch, und besser.

Sie haben gesagt, schwächere Autoren schreiben für Experten, nicht für die Leser. Wie könnten sie dem begegnen?

Beginnen wir mit dem häufigsten Fall: der Autor hat es eilig. Dennoch wird dieser Autor am Ende, die Recherche inbegriffen, zehn Mal, vielleicht hundert Mal mehr Zeil mit seinem Text verbringen als der Leser. Das erschwert es, den eigenen Text mit den Augen eines Lesers zu sehen. Und je häufiger der Autor nun den Schreibprozess unterbricht, etwas umstellt, einen Exkurs macht, um etwa einen Fachbegriff zu erklären, umso schwieriger wird das.

Das bedeutet: Wenn man einmal begonnen hat, einfach schreiben, schreiben, schreiben?

Ja. Umstellen kann man später noch. Und Fachbegriffe müssen womöglich sowieso in einem Kasten erklärt werden. Am wichtigsten aber ist es, Strategien des Vergessens zu entwickeln. Autoren, die viel Ahnung vom Schreiben haben, wissen, wie sie das Vergessen in den Schreibprozess einbauen, wie sie sich immer wieder in die Lage bringen, ihren eigenen Text neu zu betrachten. Es hilft zum Beispiel, den fertig geschriebenen Text liegen zu lassen und dazwischen etwas anderes zu schreiben, bevor man ihn abschliessend bearbeitet.

Der seltenere Fall ist: der Autor hat viel Zeit.

Ja, leider. Aber der kann nun wirklich alle Gewohnheiten aufbrechen. Der sollte erst einmal alles aufschreiben, was ihm wichtig ist: starke Bilder, Szenen, Wissenseinheiten. Auf Kärtchen vielleicht, die er hin- und herschieben kann. Plötzlich entzündet sich da die entscheidende Idee. Auch sollte er sich die Geschichte selbst immer

wieder kurz erzählen. Und dazwischen Zeit zum Vergessen lassen. Danach kann er seinem Text neu begegnen und ihn aus dem Blick des Lesers überarbeiten.

Gilt das, in geringerem Masse, auch für den Redaktor?

Selbstverständlich. Der Redaktor muss die Chance des ersten Lesens nutzen. Nur dieses eine Mal genießt er den Blick des Lesers, der den Text in der Regel ja auch nur einmal durchliest, wenn überhaupt.

Was macht der Redaktor einer Regionalzeitung, der für einen Text gerade mal ein paar Minuten Zeit hat?

Der liest ihn dennoch einmal ganz durch, markiert die Schwachstellen und konzentriert sich dann in einem zweiten Durchgang auf die wichtigsten Stellen, Titel, Einstieg...

... gar nicht auf den Aufbau?

... da wäre mir das Risiko zu gross. Wer eilig umbaut, erzeugt womöglich neue, noch grössere Brüche im Text. Wenn es denn sein muss, dann würde ich kürzere Texte bis 40, 50 Zeilen lieber ganz neu schreiben.

Ein paar Redaktionen haben noch etwas mehr Zeit. Wie sollten die Kollegen an den News Desks vorgehen, wie der Nachrichtenredaktor der „Süddeutschen Zeitung“?

Auch diese Kollegen müssen die Chance des ersten Lesens nutzen. Also am besten: Ausdrucken und Schwachstellen markieren. Ich muss beim ersten Mal als Leser lesen. Und erst dann als Redaktor und, falls das Thema mein Fachgebiet ist, als Experte mit einem Blick für die Richtigkeit etwa von technischen Daten.

Viele Kollegen können der Versuchung nicht widerstehen, direkt am Bildschirm zu redigieren und sofort Hand anzulegen.

Und riskieren dabei, ihren Blick zu sehr in Details zu lenken. Auch hier wird das Vergessen zum Problem: Sobald ich mich an einer Stelle zu lange aufgehalten habe, wird sie übergross in meinem Bewusstsein. Das hat dann mit dem normalen Lesen nichts mehr zu tun. Beim zweiten Durchgang arbeite ich mit dem dramaturgischen Auge. Ich überprüfe, was zur Sache beiträgt und was nicht, ich baue Absätze aus und um, schärfe Kontraste und Konflikte.



PROF. DANIEL PERRIN

war viele Jahre Reporter und Redaktor, Texter und Textchef, Schreibcoach und Trainer. Heute erforscht er professionelles Schreiben und leitet das Institut für Angewandte Medienwissenschaft IAM der Zürcher Hochschule Winterthur.

Und der stilistische, der sprachliche Feinschliff?

Kommt jetzt erst, im dritten Durchgang. Denn, bei allem Respekt für all die Stilisten: Das ist eigentlich das Unwichtigste am Redigieren. Unerfahrene Redaktoren stürzen sich sofort auf die Sprache, weil sie sich da an Regeln halten können. Sie suchen Synonyme, dabei ist das so etwas von egal, verglichen mit den grundlegenden Fragen: Versteht man eine Geschichte oder versteht man sie nicht. Mag man sie lesen oder nicht?

Es gibt auch den Fall, da hilft kein Vergessen, da ist ein Thema ohnehin übergross im Bewusstsein. Wenn einer zum Beispiel den 248. Text über einen Schützenverein redigiert ...

... was da erforderlich ist, sprengt die Arbeit des Redigierens. Da geht es um die Schlüsselkompetenz in unserem Beruf. Ich muss alles, jedes Mal, wenn ich es tue, mit Neugierde tun. Mich beim Frühstück auf Vorfremde programmieren. Und sei es auf das 248. Schützentreffen.

Oft ist die Vorfremde des Redaktors der Ärger des Autors. Wie vermeide ich es, einem Autor allzu viel von seinem persönlichen Stil zu nehmen?

Ich würde das eher umgekehrt betrachten: Wie vermeide ich es als Autor, krampfhaft an scheinbar genialen Wortschöpfungen und dramaturgischem Firlefanz festzuhalten? Ich habe mich früher auch wahnsinnig geärgert, wenn man mir meine ganzen schönen Sachen rausredigiert hat. Heute nehme ich das gelassen. Heute sehe ich den Redaktor als ersten Leser, und dessen Meinung ist viel wert. Natürlich gibt es Dinge in einem Text, die sind essenziell. Aber nicht jedes Wort ist gesegnet, bloss weil ich es geschrieben habe.